

Verleihung des Rattenfänger-Literaturpreises 2012
Laudatio auf den Preisträger Nikolaus Heidelberg und sein Buch
Wenn ich groß bin, werde ich Seehund

Es gibt Geschichten, die ihre volle Bedeutung und damit ihren Reiz erst nach und nach entfalten. Man muss sie mehrmals und mit einem intensiven Blick auf sprachliche und künstlerische Details lesen, um den tieferen Sinn zu entdecken, der sich hinter den Wörtern und Bildern verbirgt. Solche Geschichten gibt es für Erwachsene wie für Kinder, und es sind nicht die schlechtesten. Eines unserer Kriterien bei der Preisvergabe ist die Frage, ob das Buch seine Attraktivität aus Leseanreizen bezieht, die sich rasch erschöpfen und keinen bleibenden Eindruck hinterlassen, oder ob man bei einer wiederholten Lektüre mit neuen Entdeckungen belohnt wird.

Das diesjährige Preisbuch, *Wenn ich groß bin, werde ich Seehund*, erfüllt dieses Kriterium in geradezu mustergültiger Weise. Nikolaus Heidelberg hat hier seine Kunst des Andeutens meisterhaft entfaltet: in eindrucksvollen Bildern und in einem auf das Wesentliche verdichteten Erzähltext. Auf den ersten Blick kommen diese Qualitäten noch nicht voll zur Geltung. Da überwiegt das Irritierende, da werden Fragen aufgeworfen, da müssen wir uns auf die Suche nach Zusammenhängen begeben. Das beginnt mit der Vorstellung der Hauptfigur. In einem kühnen Schwung taucht der Junge aus der grünen Tiefe des Meeres auf. Seine Bewegung, dazu noch auf der Spur einer Makrele, lässt uns sofort an die Redewendung „wie ein Fisch im Wasser“ denken. Aber sieht so eine Identifikationsfigur aus, zu der sich Kinder sofort hingezogen fühlen?

Das Gefühl der Fremdheit verstärkt sich beim zweiten Bild. *Wir wohnten am Meer in einem Haus abseits vom Dorf. Mama, Papa und ich.* Vertraut ist uns die Vorstellung einer um das Einzelkind zentrierten Kleinfamilie. Die hier ist aber weit draußen angesiedelt: in der Einsamkeit, abseits der schützenden Gemeinschaft des Dorfes. Ihr Alltag, der auf der nächsten Doppelseite vorgestellt wird, führt uns zunächst zurück in die Normalität. Er spiegelt eine konventionelle Rollenteilung: Der Vater geht mit den Männern fischen, Mama arbeitet im Haus und im Garten, der Junge hilft mit, und wenn er fertig ist, darf er wieder schwimmen. Seine Mutter unterstützt ihn dabei mit fürsorglicher Geste, der Vater mit wachem Blick und freundlicher Miene. Vielleicht fühlt sich der Junge zu ihm eher hingezogen als zu der Mutter in strengem Schwarz mit ihren glatten, anliegenden Haaren und ihrem maskenhaften Gesichtsausdruck?

Wenn wir an dieser Stelle angekommen sind, taucht die Frage auf, ob wir uns in einer realistischen Familiengeschichte oder in einer phantastischen Traumwelt befinden. Beides ist möglich, und es bleibt zunächst noch offen. Für den Traum sprechen die zwischen Realismus und Surrealismus changierenden Unter-Wasser-Wesen, die nachts auf der schützenden Bettdecke des Jungen erscheinen. Ganz nahe, fast zärtlich, die Nasenspitze eines kleinen Seepferdchens, in gebührendem Abstand der eindrucksvolle Kopf des Heringskönigs mit seinen überdimensional gemalten menschlichen Attributen: Auge, Nase, Mund und Ohr. Für die Familiengeschichte spricht der Wechsel zur detailgetreu-realistischen Darstellungsweise auf den nächsten Seiten. Der Junge beobachtet den Vater, wie er nachts aus dem Schuppen ein glänzendes Bündel ins Haus trägt. Das findet er nach unauffälliger Suche im Bettkasten des

Wohnzimmersofas. Er erkennt es sofort: Es ist ein zusammengerolltes, ölig schimmerndes Seehundfell.

In nahezu gleicher Haltung stehen sich Mutter und Sohn gegenüber, als es gilt, das Rätsel zu lösen, das sich hinter diesem Fell verbirgt. Der ins Weite gerichtete Blick der Mutter deutet auf ein Geheimnis, das der Junge akzeptieren muss. Vielleicht ahnt er es schon, als er am nächsten Morgen nach seiner Mutter schauen möchte: Sie ist verschwunden, und mit ihr die Freude aus dem Gesicht des verlassenen Kindes. *Ich suchte sie im ganzen Haus und im Garten und sogar am Meer. Gegen Mittag kam Papa zurück. Ich lief ihm entgegen: „Mama ist weg!“*

Mit einem Bild von starker symbolischer Kraft entlässt uns Nikolaus Heidelberg aus seiner Geschichte. Verschwindend klein steht der Junge am Strand, an der Grenze zwischen der sich verdunkelnden Tiefe des Meeres und der leeren Weite des Festlands, nirgendwo richtig zu Hause. Der Text lässt offen, wie es ihm weiter ergehen könnte: *Ich glaube, Mama kommt nicht zurück. Wenn ich größer bin, werde ich Seemann. Oder Seehund.*

Ich denke, es geht Ihnen ebenso wie mir. Diese Geschichte ist, bei aller Fremdheit und Irritation, bereits auf den ersten Blick so faszinierend, dass man sie nochmals von Beginn an lesen möchte, um sich auf die Suche nach Hinweisen auf ihre tiefere Bedeutung zu begeben. Diese Entdeckungsreise beginnt mit dem Titelbild. Im Vergleich mit dem vorher gezeigten Schluss fallen zwei Veränderungen ins Auge. Zum einen die anderen Größenverhältnisse und die Umkehrung der Perspektive. Unser Blick folgt nun dem des Jungen. Eigenständig, die Hände tatkräftig in die Hüften gestemmt, blickt er zuversichtlich ins Weite. Er kann sich ins offene Meer hinaus wagen, weil es für ihn seinen Schrecken verloren hat. Die zweite Änderung betrifft den Text. Die Alternative „Seemann oder Seehund“ scheint entschieden: *Wenn ich groß bin, werde ich Seehund.*

Für diese Entscheidung gibt es von Anfang an gute Gründe. Auf ein Leben als Seehund ist der Junge nämlich bestens vorbereitet. Nikolaus Heidelberg deutet das an mit bewusst gesetzten Parallelen zwischen dem heranwachsenden Kind und einem beweglichen Meereswesen. Schon vor dem Beginn der Handlung auf einer Doppelseite, die das Motiv des Spiels zwischen Mensch und Fisch in eine schwungvolle Bilderfolge umsetzt, gleich darauf mit dem ersten Satz der Geschichte: *Schwimmen habe ich nie gelernt. Ich konnte es schon immer.* Warum das so ist, können wir jetzt erahnen. Sicher hat es etwas zu tun mit dem Geheimnis um das Seehundfell und das Verschwinden der Mutter.

Die nächste Andeutung geht aus von dem Schauplatz, an dem die Geschichte angesiedelt ist: das Meer, das Haus an der Küste und als Ort des Übergangs die Linie des Strandes, die zusammen mit der Figur des kleinen Jungen auf mehreren Seiten leitmotivisch wiederkehrt. Dazu etwas Grundsätzliches. In der Sprache der Kunst und Literatur kann alles, was abgebildet und erzählt wird, eine mehrfache Bedeutung annehmen. Wenn sich in einer literarischen Erzählung ein Kind am Strand aufhält, ist das einerseits ein konkretes Ereignis wie anderes, was wir im Alltag erfahren. In der Welt der Kunst kann es darüber hinaus auch ein Zeichen sein, das der Erzähler setzt, ohne uns direkt über die Bedeutung dieses Zeichens zu informieren. Besonders vielsagend wird das, wenn es sich zudem an einem symbolträchtigen Ort ereignet: am Strand, am Rande des Meeres, wo Land und Wasser einander immerfort berühren und eine Grenzlinie markieren: zwischen dem Festen und dem Bewegten, dem Überschaubaren und dem Offenen, dem Vertrauten und dem Geheimnisvollen – oft auch zwischen dem Realistischen und dem Phantastischen.

Nikolaus Heidelberg erzählt uns also auch eine Geschichte von Übergängen: vom Land ins Wasser, vom Menschen zum Seehund, vom behüteten Kind zum eigenständigen Erwachsenen, von der Realität des Alltags in die Fiktionen einer phantastischen Welt. Im

Zentrum des Buches, auf acht eng miteinander verbundenen Seiten, wird ein solcher Übergang genial ins Bild gesetzt. Er hat seinen Ausgangspunkt in einer Szene am Küchentisch:

Weil die großen Fischeschwärme sehr weit draußen vorbeiziehen, war Papa oft tagelang weg. Abends redeten Mama und ich vom Meer.

Meistens brachte ich ihr einen schönen Stein oder eine seltene Muschel mit, und dafür erzählte sie mir, was es unter Wasser noch gab: Meerjungfrauen, Krabbenmädchen, echte Neunaugen, Hofdugongs, Tintenprinzen, Todesquallen,

Wasserbischöfe, Meerrolle, Perlbootsmänner, Seescheiden, Heringskönige, Küsserschlangen, Kaisergranate, Palastlurche, Miesschnecken, Sardellenriesen, Edelbarsche, Plumeuktopoden, Seeponys und Wale mit ganzen Dörfern auf dem Rücken ...

Dieser unmittelbare Übergang vom Alltag in eine faszinierende Unterwasserwelt voller phantastischer Erfindungen und von dort wieder zurück in den entspannten Schlaf sucht wirklich Seinesgleichen in der gegenwärtigen Kinder- und Jugendliteratur. Sehr schön können Sie jetzt auf der abschließenden Doppelseite auch sehen, wie sich der Oktopus allmählich in die Bettdecke des Jungen verwandelt – es handelt sich ja auch um eines der seltenen Exemplare aus der Gattung der „Plumeauktopoden“. So etwas zum Leben zu erwecken, das kann nur einer wahrhaft poetischen Erzählung gelingen, die sich mit der Kraft der künstlerischen Phantasie verbündet. Man muss sich dieses vielgestaltige Panorama als Ganzes vor Augen führen, um einen Eindruck von Heidelbachs meisterhafter Arbeit mit Aquarellfarbe, Gouache, Feder und Buntstift zu bekommen. Mit einfachen Mitteln erreicht er intensivste Effekte und macht sichtbar, wie sich Kreativität und Exaktheit miteinander verbinden lassen. Wenn es technisch machbar gewesen wäre, hätte er sich diese 8 Seiten als ausklappbares Leporello gewünscht. Wie das gewirkt hätte, können Sie nachher im Foyer nachvollziehen, wo wir eine Reproduktion des gesamten Unterwasserpanoramas ausgestellt haben.

Ebenso preiswürdig wie die künstlerische Gestaltung ist der Text des Bilderbuchs. Es handelt sich hier um einen der seltenen Fälle, wo beides aus einer Feder stammt und deshalb auch sehr dicht miteinander verwoben ist. Nikolaus Heidelbach braucht nicht viele Worte, um den Gang der Handlung auf das Wesentliche zu verdichten und dabei vielfältige Stimmungen lebendig werden zu lassen. Was steckt nicht alles in dem prägnanten Satz mit seinem auffälligen „aber“: *Das glänzende Ding habe aber ich gefunden.* Wenn wir dieser sprachlichen Andeutung folgen, werden wir darauf aufmerksam,

- dass es den Jungen nicht in Ruhe lässt, was sich da zwischen den Eltern abspielt;
- dass auch die Mutter auf der Suche war, nachdem der Vater das Versteck gewechselt hatte;
- dass das „glänzende Ding“ etwas mit dem Wohl und Wehe der Familie zu tun hat;
- dass man deshalb unbedingt wissen muss, was es damit auf sich hat
- und dass es an der Aktivität des Jungen liegt, wenn das Schicksal jetzt seinen unabänderlichen Lauf nimmt.

Da wusste ich sofort Bescheid. Mama hatte mir natürlich auch von den Seehunden erzählt, die an Land gehen, ihr Fell abstreifen und Menschen werden. Und das Fell verstecken sie und hüten es wie einen Schatz, damit sie wieder ins Meer können, wenn sie genug Mensch gewesen sind.

Sie erinnern sich: Schwimmen konnte der Junge schon immer. Und wie! Kein Wunder mit einem Seehund als Mutter. Die Welt unter Wasser ist ihm vertraut, die Grenzüberschreitung liegt ihm im Blut. Fast ist man geneigt, das Motto, das der Geschichte vorangestellt ist, auf ihn zu beziehen: „An Land bin ich ein Mensch, im Meer bin ich ein *selchie*.“ Ein „selchie“ ist

ein Grauer Seehund oder eine Graue Robbe, im heutigen deutschen Sprachgebrauch als Kegelrobbe bekannt. Seit Menschengedenken werden die Küsten von Irland und Schottland von einer Vielzahl dieser „selchies“ aufgesucht. In der mündlichen Überlieferung dieser entlegenen Regionen haben sich alte Lieder und Sagen erhalten, die von diesen beeindruckenden Tieren handeln. Ein in diese Gegend und ihre kulturellen Traditionen verrückter Engländer, David Thomson, ist mehrmals dorthin gereist, um sich die mythischen Zeugnisse aus alter Zeit von den immer weniger werdenden Eingeweihten erzählen zu lassen. Sein Buch „Seehundgesang“ erschien 1954 und gilt als „Klassiker“ der literarisch ausgerichteten Feldforschung. Durch die deutsche Übersetzung von 2005 wurde Nikolaus Heidelbach zu seinem Bilderbuch angeregt. „Denn alles große Geschichtenerzählen“, so schreibt David Thomson in seinem Vorwort, enthält vielerlei Bedeutungsschichten, und je älter man wird, je mehr reales und imaginatives Leben man erfährt, desto tiefer dringt man darin ein.“

Das Motiv vom Seehund, der sich in einen Menschen verwandeln kann, spielt in diesen Geschichten eine große Rolle. Es wird immer wieder variiert. So wird auf den Hebriden von einem gewissen MacCodrum berichtet, der nachts am Strand Leute sah, die ihm fremd waren. „Und jeder von denen nahm ein Fell von einem Stapel Felle, der dort lag. Die zogen die Felle über, und gleich darauf waren sie in Seehunde verwandelt und tauchten ins Meer.“ Eines dieser Felle nimmt er an sich, und es dauert nicht lange, bis eine Frau vor ihm erscheint, die sich als Königstochter zu erkennen gibt. Weil er sich weigert, ihr das Fell zurückzugeben, muss sie mit ihm nach Hause. Dort versteckt er das Fell. „Und er putzte sie heraus, und sie war eine schöne Frau. Sie lebten lange zusammen und hatten viele Kinder, zumeist Jungen, und sie waren sehr glücklich miteinander, und immer hielt er das Fell versteckt, jedes Jahr an einem anderen Ort.“ Als einer der Söhne den Vater dabei beobachtet und der Mutter das Versteck verrät, kommt es wie in unserer Geschichte: Sie nimmt das Fell, geht ans Ufer, wechselt ihre Kleider und verabschiedet sich von ihren Kindern. „‘Sehr ihr den glatten Felsen dort,‘ sagte sie. ‚Kommt jeden Tag zu diesem Felsen, dann wird dort Fisch auf euch warten. Ihr werdet mich im Meer auftauchen sehen, und ich werde euch rufen, aber geht nicht hinaus zu mir, damit ihr nicht ertrinkt.‘ Und da schwamm sie fort, aber bevor sie fortschwamm, sang sie noch ihre Freude über das Meer hinaus. ... Und die Kinder gingen traurig nach Hause.“

„Stimmen kann’s ja nicht“, sagt Osie, der Kleinbauer von den Orkneys in diesem bemerkenswerten Buch von David Thomson, „aber früher hat es geheißen, dass es für jedes Geschöpf an Land auch eins im Wasser gibt.“ Diese Art von globaler und integraler Verbundenheit zwischen der Welt der Natur und der Welt des Menschen gehört seit jeher zur Gattung der Sage, ebenso wie das Wissen um bedrohliche, unabänderliche, zuweilen auch tragische Ereignisse. Denken Sie nur an die Erzählung vom Rattenfänger, wo ganze 130 Kinder für immer verschwinden. Soll und darf man solche Sagen auch Kindern erzählen? Ist das nicht zu bedrohlich, zu belastend, zu trostlos für sie?

Trotz dieses Einwands kann die Antwort ein eindeutiges „Ja“ sein, vor allem dann, wenn die neue Fassung einer althergebrachten Sage von Verwandlungen und Übergängen so ausnehmend gut gelungen ist wie im Falle unseres Preisbuches. Nikolaus Heidelbach hebt die historische Distanz auf, indem er in der Ich-Form erzählt und damit die Perspektive des Jungen in den Mittelpunkt rückt. Seine wachen Augen registrieren die entscheidenden Kleinigkeiten, seine Sinne sind offen für das mit der natürlichen Logik nicht Erklärbare, sein Gemüt leidet unter dem Verschwinden der Mutter, aber seine Lebenskraft ist ungebrochen. Das Bedrohliche und Unerklärliche ist zwar präsent, aber es nimmt nicht überhand. Der Erzähler und der Maler, beide stehen dem Jungen einfühlsam bei. Ausführlich wird geschildert, wie sich die Mutter auch weiterhin um ihren Sohn kümmert: *Ab und zu finde ich am Strand auf dem großen Stein zwei frische Makrelen.* Und der große Stein, der auf der

Rückseite des Buches abgebildet ist: Erinnert er nicht deutlich an den Kopf und die Flossen eines Seehunds?

Wie gut, dass es auch noch den Vater gibt! Zu diesem Bild braucht es eigentlich keinen Text, seine tröstende Wirkung entfaltet sich ganz von alleine und überdauert die Zeiten. *Das war im Frühling. Jetzt ist Sommer und wir leben allein. Papa geht nicht mehr so oft zum Fischen. So kommen wir ganz gut zurecht.*

Beides, die lebenspraktische Fürsorge der Mutter und die liebevolle Zuwendung des Vaters geben dem Jungen auch die Kraft, mit Zuversicht nach vorne zu schauen und sich das Leben so einzurichten, wie es zu einem Heranwachsenden auf der Grenze zwischen dem festen, am Realen ausgerichteten Land und dem weiten, für Phantastisches offenen Meer passt: „Wenn ich groß bin, werde ich Seehund“.

Verehrter Herr Heidelberg! Wie sich in meinem doppelten Gang durch Ihr Buch gezeigt hat, schwingen in ihrem Text und in ihren Bildern so viele Bedeutungen mit, dass sich auch eine dritte Lektüre noch lohnen würde. Die überlassen wir für heute aber Ihnen, werte Anwesende, und wünschen Ihnen, dass Sie dabei für sich noch etwas Neues entdecken. Es ist wirklich so, wie es der Autor in einem Gespräch auf der Frankfurter Buchmesse ausgedrückt hat: „Ein Buch ohne Geheimnis, ohne Zauber, ist uninteressant“. Insbesondere ein preiswürdiges Bilderbuch darf irritierend und mehrdeutig sein, darf sich an sagenumwobenen Stoffen orientieren und kann ohne ein oberflächliches happy end auskommen.

Ihnen, Herr Heidelberg, also vielen Dank für dieses herausragende Werk der phantastischen Kinder- und Jugendliteratur und herzlichen Glückwunsch zum verdienten Erfolg! Ich freue mich, dass Ihre besondere erzählerische und künstlerische Leistung heute mit der Verleihung des Rattenfänger-Literaturpreises der Stadt Hameln gewürdigt wird.

Gebührender Dank gilt zum wiederholten Male der Stadt Hameln, die der phantastischen Kinder- und Jugendliteratur einen so renommierten Preis gestiftet hat und die Verleihung jedes Mal zu einem besonderen Ereignis werden lässt. Eingeschlossen in diesen Dank sind die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Kulturamts, die die Arbeit der Jury und diese festliche Abendversammlung betreut und organisiert haben – perfekt wie immer. Und nicht zuletzt bedanken wir uns bei Ihnen, werte Zuhörerinnen und Zuhörer, für ihr zahlreiches Erscheinen und ihr Interesse an ‚ausgezeichneter‘ Literatur – im doppelten Sinn des Wortes.

(Änderungen vorbehalten; es gilt das gesprochene Wort)

Anm.: Ohne die Text- und Bildseiten aus dem Buch, die während der Laudatio gezeigt werden, ist der Text der Laudatio nicht vollständig zu verstehen.